

Einbindung in unterschiedliche Machtverhältnisse. Grundlage ist neben der Behandlung der theoretischen Basis eine diachrone Analyse des Kulturwandels in einer heterogenen Region, die zusammenfassend als Nordostgallien umschrieben wird.

In einem ersten, relativ knappen Kapitel (S. 1–12) wird der zeitliche und räumliche Rahmen der Arbeit umrissen, zugleich aber auch die Herangehensweise des Autors: Er sieht sie als holistisch und einem kulturhistorischen Ansatz verpflichtet. Im zweiten Abschnitt des Buches (S. 13–39) stellt Fernández-Götz das Leitmotiv einer »Archäologie von Identitäten« dar. Als entscheidende Bestandteile der Identität bespricht er Ethnizität, Gender, Alter, Sozialstatus sowie Macht. Für das dritte Kapitel (S. 41–79) zieht er die antiken Schriftquellen heran, um die verschiedenen Ebenen und Kategorien der Ethnizität und Identität während der Spätlatènezeit herauszuarbeiten. Im vierten Kapitel (S. 81–120) wird versucht, Identitäten während der Späthallstatt- und Frühlatènezeit im Gebiet von Mittelrhein und Mosel anhand der archäologischen Quellen darzustellen, vornehmlich der Gräber und der Höhenbefestigungen. Das fünfte Kapitel (S. 121–142) widmet sich dem mittleren Abschnitt der Latènezeit, insbesondere den hier wichtigen Fragen von Wanderung und Abwanderung, Klimawandel und damit zusammenhängend dem Komplex der Dezentralisierung. Inwiefern zentrale Orte, und damit sind in erster Linie Oppida gemeint, eine Rolle bei der Entstehung der Identitäten spielten, wird im sechsten Abschnitt (S. 143–181) besprochen. Reiche Bestattungen und damit die Rolle der Eliten in der Spätlatèneperiode und frühen römischen Zeit stehen im siebten Kapitel (S. 183–201) im Mittelpunkt. Ethnische Einheiten und Identitäten im Niederrheingebiet mit seinen naturräumlich, aber auch kulturell abweichenden Eigenschaften werden im achten Kapitel (S. 203–232) behandelt. Der Einfluss der sogenannten Romanisierung auf die Identitäten in Nordostgallien (S. 233–248) bildet dann auch chronologisch den Schlusspunkt, bevor eine knappe Zusammenfassung (S. 249–252) den Textteil des Buches beschließt. Die Bibliographie ist mit sechsunddreißig Seiten sehr umfangreich.

Ein fester Einband, eine moderne, farbig gestaltete Titelseite und ein kurzer, griffiger Haupttitel verleihen dem Buch ein ansprechendes Äußeres. Es ist ein reines Textbuch, das heißt, es basiert auf publizierten Arbeiten, es wird kein neues Fund- oder Befundmaterial vorgelegt, entsprechend auch keine klassischen Tafeln beziehungsweise Katalogteile. Dennoch gibt es viele Abbildungen, sie haben im Schnitt etwa halbseitige Größe. Die Arbeit ist, von der abschließenden Zusammenfassung abgesehen, in die oben skizzierten neun Hauptkapitel unterteilt, deren Länge zwischen zwölf und neunundfünfzig Seiten variiert. Zugleich sind diese aber wiederum stark untergliedert, insgesamt besitzt das Buch einhundertsebzehn Kapitel und Unterkapitel. Als Leser im Zeitalter knapper, »fensterartiger« medialer Aufbereitung von Informationen mag man da-

Manuel Fernández-Götz, **Identity and Power. The Transformation of Iron Age Societies in Northeast Gaul**. Amsterdam Archaeological Studies, Band 21. Amsterdam University Press, Amsterdam 2014. 288 Seiten, 95 Abbildungen, davon 15 in Farbe.

Mit der hier besprochenen Monographie hat der Autor seine Anfang 2012 in Kiel und Madrid eingereichte binationale Dissertation vorgelegt. Sie behandelt Fragen der Identifizierung und der Veränderung von Identitäten eisenzeitlicher Gesellschaften und ihrer

rüber durchaus froh sein, dass im Schnitt alle gut zwei Seiten ein neues Unterthema eröffnet wird. Der vom Original (Deutsch oder Spanisch?) ins Englische übersetzte Text ist flüssig geschrieben und damit gut lesbar. Störend empfindet man einzig den recht häufig anzutreffenden einleitenden Satzteil »Be that as it may«. Auch die Redaktion hat gute Arbeit geleistet, dem Rezensenten fiel lediglich ein Trennfehler (S. IX) im Vorwort auf (Archäologis-chen). Für den deutschen Leser eher ungewohnt könnte der häufige Verweis auf Monographien oder Artikel in den Fußnoten ohne Angabe einer Seitenzahl sein. Zwar kann man selbstverständlich auf eine gesamte Arbeit beziehungsweise deren generelles Thema oder methodisch-theoretische Grundlage verweisen; man hat jedoch den Eindruck, dass in vielen Fällen auch die Angabe einer oder mehrerer Stellen in einem Buch oder Aufsatz möglich (oder sinnvoll) gewesen wäre. Hier scheint die etwas lockerere beziehungsweise nachlässigere Art englischsprachiger Publikationen übernommen worden zu sein. Bezeichnungen einzelner oder übergeordneter wissenschaftlicher Fachgebiete sind grundsätzlich großgeschrieben (Humanities, Social Sciences), was nicht unbedingt den Rechtschreibregeln entspricht, aber als Hervorhebung durchaus möglich ist. »History« wird jedoch zuweilen auch einfach als Geschichte an sich (und nicht im Sinne des Faches Geschichte) verwendet. Hier hätte man dann bei der Kleinschreibung bleiben sollen.

Zitate einiger anderer Autoren (vor allem Roy-mans), die immer wieder am Ende von Kapiteln eingebaut sind, sollen das vom Autor zuvor Dargestellte noch einmal zusammenfassen oder prägnant wiedergeben. Das wirkt dann vereinzelt so, als hätte der zitierte Autor schon alles Wesentliche zuvor herausgefunden (was zuweilen sein mag). Auf die dann fast etwas aufgesetzt wirkenden Sätze hätte man vielleicht auch verzichten können.

Die schon vom Titel her grundlegend-theoretisch formulierte Themenstellung wird durch die Kapitelüberschriften bestätigt. Es geht um Narration, die Definition von Identität, Ethnizität, Gender, Alter, sozialen Status, Macht, daneben aber auch um Konzepte wie »Agency« und ähnliche. Auch dann, wenn Schriftquellen oder konkrete Befunde behandelt werden, bleibt die Zielsetzung dieser Linie treu: Die Konstruktion von Gemeinschaften, die Arten von Migrationsprozessen, Probleme der Zentralisierung und Urbanisierung finden sich als leitende Titel.

Die Perspektiven von Identität und Macht, so der Autor (S. 1), seien für die mitteleuropäische Eisenzeit noch nicht mit Vorrang untersucht worden. Grund sei die höhere Abneigung gegen theoretische Innovationen als zum Beispiel bei den Forschungen zum Neolithikum. Seine Aussage, dass Untersuchungen zur sozialen Organisation, von Gender, Alter und Familie für die Eisenzeit praktisch nicht existent seien, erscheint aber dann doch nicht ganz gerechtfertigt. Schließlich zitiert er selbst eine ganze Reihe, vor allem

auch deutschsprachiger Autoren (etwa Stefan Burmeister, Raimund Karl, Nils Müller-Scheeßel), die solchen Fragestellungen nachgegangen sind. Fernández-Götz möchte seine Arbeit als eine Erzählung oder eine Geschichte (»narrative«) verstanden wissen (S. 1). Damit setzt er sich sicherlich von den traditionellen Studien zur Eisenzeit ab und nähert sich ein wenig post-prozessualen oder postmodernen Strömungen an (die er sonst aber nicht verfolgt). Vorteil einer narrativen Perspektive sei es, dass Archäologie für andere Geistes- oder Sozialwissenschaften und auch für die Öffentlichkeit zugänglicher werden solle. Zwar werden insbesondere auf den ersten vierzig Seiten theoretische Ansätze vor allem aus Kulturanthropologie und Sozialwissenschaft entlehnt beziehungsweise besprochen, es folgen jedoch auch viele Kapitel mit Darstellung archäologischer Befunde und Funde. Ein Ethnologe mag daher einen besseren Zugang zu den ersten Teilen des »archäologischen« Buchs bekommen, selbst ein interessierter Laie dürfte sich dennoch schwer tun.

Grundsätzlich möchte man Fernández-Götz zustimmen, wenn er in Anlehnung an David Lowenthal's Buch (»The past is a foreign country«, S. 2) voraus-schickt, dass die Eisenzeit »ein fremdes Land« ist, dem wir uns nicht allein aus unserer eigenen Erfahrung (und deren Emotionen und Rationalitäten) nähern dürften. Eisenzeitliche Gesellschaften hätten weitgehend auf Mythen basiert und zeigten einen geringeren Prozess der Individualisierung als moderne westliche Gesellschaften.

Er selbst sieht sich nicht einer spezifischen theoretischen Richtung zugehörig (S. 3). Dies mag von mancher Theoriewarte aus kritisiert werden, der Rezensent schließt sich dieser Offenheit für Ansätze aus verschiedenen theoretischen Strömungen an. Und so sieht der Verfasser beispielsweise »Agency« und »Structure« nicht als Gegensatz (S. 15), sondern als einander ergänzende Konzepte. Auch die geläufigen Gegenpositionen zur Nutzung von Analogien aus mehr oder weniger gleichalten Schriftquellen und gleichzeitigen Kulturen auf der einen Seite und ethnographischen oder ethnohistorischen Analogien aus der Gegenwart auf der anderen Seite oder, besser gesagt, der näheren Vergangenheit seien eher komplementär denn ein Widerspruch (S. 4). Auch die Standpunkte hinsichtlich Landschaft werden nicht gegeneinander ausgespielt. Man sollte die naturräumlichen Gegebenheiten nicht umwelt-deterministisch überbewerten, so Fernández-Götz (S. 8). Er räumt diesen Faktoren aber auch eine Rolle bei der kulturellen Verschiedenheit der untersuchten Gemeinschaften ein. Landschaft sei darüber hinaus nicht nur ökonomisch zu sehen, sie halte auch das Material für Konzepte und Ideen bereit, die Grundlage für die sozio-kosmische Ordnung seien (S. 219).

Grundsätzlich führt der Verfasser immer wieder ethnographische Fallbeispiele an, die bestimmte Sachverhalte verdeutlichen sollen. Diese völkerkundlichen Einzelfälle zeigen, dass auch an ganz anderen Orten, zu anderen Zeiten (nämlich der ethnographischen

›Gegenwart‹) ähnliche Strukturen und Praktiken vollzogen wurden. Ähnliches gilt, wenn vom Autor auf traditionelle Gesellschaften allgemein verwiesen wird. In der Regel wird dabei von Fernández-Götz die aus archäologischen und allgemein theoretischen Überlegungen abgeleitete Interpretation veranschaulicht beziehungsweise bestätigt. Er betont jedoch (S. 4), dass Ethnologie und Ethnoarchäologie keine universellen Regeln lieferten. Sie seien aber eine Quelle intellektueller Anregung und daher von außergewöhnlichem Wert. Prinzipiell basiere jede archäologische Deutung auf Analogien.

Regelmäßig liefert der Verfasser für jedes von ihm behandelte Themenfeld, seien es die in den ersten Teilen behandelten Fragen nach Ethnizität, Gender oder Sozialstatus oder später aufgegriffene Aspekte (etwa: Friedhöfe als Ort der Erinnerung und Performanz, Kleidung und Identität, Migrationen, Zentralisierung, Romanisierung) ein, wie er es selbst nennt, »up-to-date-summary« (S. 249). So werden etwa auch Pierre Bourdieus Begriffe *Habitus* und *Doxa* erläutert (S. 38). Der Leser hat somit für alle behandelten Fragen ein Kompendium der in diesen Zusammenhängen relevanten theoretischen Diskussionen (mit neuester Literatur) und zugleich eine Besprechung der Möglichkeiten ihrer archäologischen Erkundung. Das zeigt nicht nur die Belesenheit des Autors, sondern verleiht der Arbeit auch den Charakter einer Art Nachschlagewerk, was nicht gering zu schätzen ist.

Zentraler Punkt der Analyse von Identität anhand archäologischer Befunde und Funde ist zwangsläufig, inwiefern das überlieferte Sachgut tatsächlich Auskunft darüber zu geben vermag. Der Verfasser verwendet dazu das Konzept von Materialität aus den Sozialwissenschaften (S. 15). Menschen erschaffen materielle Kultur, zugleich beeinflusst die materielle Kultur die Menschen (der Autor verwendet beide Male »creates«). Für die Archäologie bedeutet das, es geht um den Zusammenhang zwischen Menschen und Dingen. Materielle Kultur wird dabei nicht nur als bewegliches Gut verstanden, auch zum Beispiel die Organisation der Landschaft, Siedlungsmuster und ähnliche wären Teil beziehungsweise Ausdruck der materiellen Welt (S. 221). So sei die materielle Kultur ein exzellentes Untersuchungsfeld, um etwa die Aushandlung von Gender und die Konstruktion von Ungleichheit zu beobachten (S. 25). Der konkrete Zugriff sei möglich anhand von Grabüberlieferung, Ikonographie oder Lebenshaltungsaktivitäten (»maintenance activities«). Schwierig ist zweifellos die Untersuchung der Ethnizität. Diese sei Ideologie und Praxis zugleich, dabei fände eine ständige Redefinierung statt. Dies mache es für Archäologen schwierig, da materielle Kultur zudem multivokal sei (S. 18). Fernández-Götz' Interpretationen überzeugen dabei mal mehr, mal weniger. So wird aus den sehr häufigen Glasarmringfunden bei den Eburonen darauf geschlossen, dass wohl alle Frauen einen solchen Ring besessen hätten. Der Besitz könnte daher mit einem Übergangsritus zu tun haben. Arm-

ringe wären dann symbolischer Ausdruck von Alters- und Genderidentitäten in dieser Region und eventuell auch ein ethnischer Marker (S. 217). Im selben Gebiet finden sich in der Spätlatènezeit kaum mediterrane Importe, handgemachte Keramik dominiert. Daraus wird eine Art Widerstand gegen Innovationen abgeleitet. Der insgesamt geringere Grad an Zentralisierung liege darin begründet, dass die Prinzipien von moralischer Ökonomie die Konzentration von Macht in den Händen Einzelner begrenzt hätten (ebd.).

Selbst wenn die Möglichkeiten der Archäologie hinsichtlich der Deutung der untersuchten sozialen Phänomene sowie der Ursachen eines Kulturwandels zuweilen fast schon überschätzt scheinen, die Zusammenschau von Schrift- und Sachquellen auf Basis von reflektierten theoretischen Überlegungen, garniert mit ethnographischen Beispielen, überzeugt insgesamt. Der Autor betont dabei immer wieder, die von ihm vorgeschlagenen Deutungen müssten nicht die einzigen oder quasi zementiert sein. Sie bildeten jedoch beim gegenwärtigen Forschungsstand wohl die plausibelsten. Dies gilt etwa auch für die Überlegungen zu den Zentralplätzen, insbesondere den Oppida. Ihre Entstehung in den untersuchten Räumen (und eventuell auch darüber hinaus?) in religiös-rituell motivierten Versammlungsplätzen beziehungsweise Heiligtümern zu sehen, legen die Befunde nahe. Der Bau größerer Burgen als kollektive Arbeit, Befestigungssysteme als Symbol der Identität und Zurschaustellung von Macht (S. 108) betont andere Aspekte als etwa äußere Bedrohungen und Ähnliches. Schlagworte wie ›Stärkung einer Gemeinschaftsidentität‹ und ›Errichtung von Bezugspunkten in der Landschaft‹ passen zu dieser Argumentation.

So ist dem Autor in einer Reihe grundlegender Aussagen zuzustimmen: Man müsse die Andersartigkeit der Vergangenheit erkennen (S. 251). Es habe verschiedene eisenzeitliche Gesellschaften gegeben, nicht nur eine (S. 36). Diese waren wohl stark auf der Basis von Verwandtschaft organisiert, sei es echte oder imaginäre (S. 49). Die Rolle der Ethnizität in diesen Gesellschaften dürfe nicht unterschätzt werden, insbesondere in Zeiten von Spannungen und Wettbewerb (S. 20). Reiche Bestattungen der Hunsrück-Eifel-Kultur werden von ihm eher als Hinweis auf Oberhäupter von Haushaltseinheiten gesehen, mit kleinen Territorien (S. 116). Die Menschen der Eisenzeit seien sehr lokal in ihrem Fokus gewesen, aber zugleich Teil eines weiteren sozialen Netzwerks (S. 116 mit Zitat von Hill). Insgesamt stimme das hier vorgeschlagene Modell mehr mit der Alltagsrealität der Personen in der Vergangenheit und ihren Handlungen überein (S. 252).

Somit überzeugt die Arbeit. Inwieweit sie auf andere Regionen und Zeiten übertragbar ist, bleibt dahingestellt. Manuel Fernández-Götz betont selbst (S. 8), dass die Auswahl der Forschungsregion sich auf den sehr guten Quellenstand und zumindest für die Spät-eisenzeit und die Epoche der Romanisierung auf

Schrift- und Sprachzeugnisse stützen kann. Insofern befand er sich in einer selbstgewählten privilegierten Situation. Der generelle Ansatz einer Zusammenschau archäologischer Quellen unter Einbeziehung theoretischer Überlegungen und von Modellen aus Sozialwissenschaft und Ethnologie ist prinzipiell begrüßenswert.

Tübingen

Thomas Knopf